

KOMMENTAR

Jugend ohne Geschichte: Vorwärts in die gedächtnisfreie Gesellschaft

Immer weniger junge Leute studieren Geschichte. Eine Tragödie ist das höchstens für die Universitätsprofessoren. Die Probleme des Fachs sind gross, aber sie liegen woanders.

Marc Tribelhorn
116 Kommentare
29.02.2024, 05:30 Uhr 6 min

Hören Merken Drucken Teilen

Wozu Geschichte? Die Frage ist im Grunde eine Zumutung, vor allem für einen Historiker. Natürlich geht es darum, zu verstehen, wie wir geworden sind, was wir sind. Seit der Antike ist Geschichte aber noch weit mehr als das: Sie gilt als «die Lehrmeisterin des Lebens» – so lautet ein Bonmot von Cicero, das bis heute viel zitiert wird. Sie soll uns helfen, die Fehler der Vergangenheit zu vermeiden. Tut sie das wirklich? Zweifel sind angebracht. Nur: Woraus könnte man sonst lernen, wenn nicht aus der Geschichte? Wer es demütiger mag, kann sich an den französischen Historiker Marc Bloch halten, der einmal schrieb: «Selbst wenn die Geschichte zu nichts anderem zu gebrauchen wäre, müsste man ihr zugutehalten, dass sie unterhaltsam ist.»

Offenbar zweifeln viele junge Menschen an den guten Gründen, um Geschichte zu studieren. Das Fach verzeichnet einen dramatischen Rückgang der Studierenden, wie vergangene Woche publik geworden ist. Laut dem Bundesamt für Statistik waren es zuletzt noch 2409 an Schweizer Universitäten immatrikulierte Personen. Das sind 610 weniger als im Jahr 2013 – der grösste Einbruch innerhalb der zumeist rückläufigen Phil-I-Fächer. Und dies paradoxerweise in Zeiten, in denen die Medien längst die Rückkehr der Geschichte ausgerufen haben: Finanzkrise, Migrationskrise, Pandemie, Chinas Weltmachtstreben, Putins Angriffskrieg, das Pulverfass Nahost. Alles Themen, die nur historisch zu begreifen sind.

Willkommen in der Nische

Die Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften reagierte ziemlich hilflos und betonte, man müsse wieder besser kommunizieren, sich mehr um die Maturandinnen und Maturanden bemühen. Eine Imagekampagne soll es nun richten. An weiteren Erklärungen für den Rückgang der Studierendenzahlen mangelt es nicht: Er sei eine Folge der bildungspolitischen Offensive bei den sogenannten Mint-Fächern. Die Logik des Arbeitsmarkts habe einen Einfluss, also die Forderung nach einer direkten ökonomischen Verwertbarkeit des erlernten Wissens, weshalb eher Medizin, Wirtschaft, Recht oder Informatik studiert würden. Das klingt alles plausibel. Vielleicht spielt auch bereits die Tiktokisierung der jüngeren Generation eine Rolle: Wer sich an Informationen als Häppchen und Happening gewöhnt hat, will womöglich nicht tagelang in Archiven sitzen und Quellen lesen.

Eine Tragödie ist es nicht, wenn weniger junge Leute Geschichte studieren – im Gegenteil. Es gibt noch immer genug von ihnen. Zwar sind die vergleichsweise günstig ausgebildeten Absolventen der Geschichtswissenschaft (wie generell der Geistes- und Sozialwissenschaften) bisher recht gut von der Arbeitswelt aufgesogen worden. Doch in den Berufen, die sie traditionellerweise wählen, wird es so schnell keinen Fachkräftemangel geben – in den Gymnasien, den Medien, den Museen, den Archiven. Ein Problem sind die abnehmenden Zahlen hingegen für die Historischen Seminare: Schreiben sich weniger Studierende für Geschichte ein, hat das mittelfristig Auswirkungen auf Finanzflüsse innerhalb der Universitäten, sprich auf die Zahl und Ausstattung der Professuren, auf die Breite des Lehrangebots.

Womit wir wieder bei den Gründen für das abnehmende Interesse an dem einst staatstragenden Fach sind. Die akademische Spezialisierung und Internationalisierung hat gerade in den Geschichtswissenschaften zu einer seltsamen Entkoppelung von der Öffentlichkeit geführt. Die Universitätshistoriker publizieren mehr denn je, aber immer weniger Leute lesen die jargon- und theoriegesättigten Studien. Abgehobene Nischenthemen würden bearbeitet, ätzen Kritiker, irrelevant und ideologisch gefärbt. Auch wenn solche Angriffe pauschalisierend und polemisch sind: Einige Forschungsprojekte lesen sich tatsächlich wie Satirebeiträge. Die gesellschaftliche Resonanz? Bestenfalls gering.

Hingegen macht sich hierzulande in Akademia bereits verdächtig, wer die grossen Linien zeichnet und populär erzählt. Die historischen Bücher, die in der Öffentlichkeit für Aufsehen sorgen, sind denn auch nicht selten von Ausländern oder akademischen Aussenseitern verfasst. Bestes Beispiel aus jüngerer Zeit: «Das kontaminierte Museum» über die Sammlung Bührle, das international Wellen schlug, schrieb Erich Keller, ein freischaffender Historiker.

Die Geschichtsprofessorinnen und -professoren genügen sich meist selbst. Sie sehen wenig Anlass, ihr Fach und ihre Forschung einem breiten Publikum näherzubringen, obwohl sie mit Steuergeldern finanziert sind und die kulturellen Bezüge offensichtlich sind. Für die Gesellschaftsdebatten fühlen sie sich nicht zuständig, kaum jemand will noch öffentlicher Intellektueller sein, der zeitdiagnostische Deutungsarbeit leistet.

«Die Geschichtswissenschaft ist apolitisch geworden», sagt der emeritierte Professor André Holenstein, der Interventionen nicht scheut, etwa in der Europafrage. Er ist selbstverständlich nicht allein. Tobias Straumann, Oliver Zimmer, Monika Dommann, Caspar Hirschi oder natürlich Georg Kreis, Jakob Tanner und Thomas Maissen mischen sich ein, ordnen ein, vereinfachen für die breite Öffentlichkeit, wie es für viele Gelehrte einst der Normalfall war. Heute sind sie Ausnahmen.

Das hat strukturelle und forschungspolitische Gründe: Der akademische Betrieb verlangt nach mehr Administration, nach mehr Zitationen in der Fachwelt, nach mehr internationaler Ausstrahlung. Medienarbeit ist immer ein Zusatzaufwand. Und wer sich in eine Kontroverse stürzt, muss auch Kritik aushalten können, besonders in den dauererregten sozialen Netzwerken. Kommt hinzu, dass die Schweizer Geschichte an den Universitäten keinen grossen Stellenwert mehr hat. Dabei zeigt etwa die Forschungsstelle Diplomatische Dokumente der Schweiz (Dodis), wie man gegenwartsorientiert forscht: mit der Publikation und Bewertung von brisanten Quellen zur Aussenpolitik, sobald deren gesetzliche Sperrfrist von 30 Jahren abgelaufen ist.

Raubbau am Elementaren

Die Absenz von Geschichtsprofessorinnen und -professoren in der öffentlichen Arena ist jedoch nicht einfach bedauerlich. Sie hat weitreichende Folgen. Das Bewusstsein für die Bedeutung von Geschichte hat in den vergangenen Jahrzehnten gesamtgesellschaftlich abgenommen. Anders lässt sich nicht erklären, weshalb das Fach – einst die Paradedisziplin jeder staatsbürgerlichen Erziehung – in den Schulen systematisch abgewertet wurde. Und weiter unter Druck ist.

Dass die jungen Leute von heute immer weniger wüssten, ist zwar der Klassiker des Kulturpessimismus. Dennoch sollte es zu denken geben, wenn viele Jugendliche nach dem Ende der Volksschule nicht einmal wissen, ob die Reformation vor oder nach der Französischen Revolution war, wie der Erste und der Zweite Weltkrieg begannen oder wie aus der alten Eidgenossenschaft der moderne Bundesstaat entstand. Das hat nicht unbedingt mit dem neuen «kompetenzorientierten» Unterricht zu tun, denn auch dort braucht es Faktenwissen. Es fehlt vor allem an Zeit und Vertiefung.

Seit dem Lehrplan 21 ist Geschichte kein eigenständiges Fach mehr, sondern Teil des Sammelfachs «Räume, Zeiten, Gesellschaften». International lachen die Geschichtsdidaktiker über diese helvetische Eigenheit, die weder anschlussfähig ist an die Wissenschaft noch an die Erfahrung der Kinder, die ja wissen, was Geschichte ist. In der Praxis führte die Zusammenlegung von Geschichte und Geografie zu einer Stundenreduktion von rund zehn Prozent, wie die Forscherinnen Nadine Ritzer und Sabine Ziegler aufgezeigt haben. Experten verweisen schon lange auf das Malaise. Geschehen ist – nichts. Was in der Primarstufe und Sekundarstufe I Tatsache ist, droht nun auch den Gymnasien.

Geschichtslehrerinnen und -lehrer sind besorgt, dass im Zuge der eidgenössischen Grosseform «Weiterentwicklung der gymnasialen Maturität» die Anzahl Stunden für ihr Fach reduziert wird. In der Verneinung zur neuen Maturitätsverordnung kritisieren sie, dass «ohne Not gut funktionierende Angebote des Gymnasiums abgebaut» würden. Befürchtet wird, dass die Aufnahme der neuen Grundlagenfächer Wirtschaft und Recht (sowie je nach Kanton Philosophie und Religionen) zulasten der Geschichte geht: «Ohne adäquate Stundendotation droht auf Stufe Gymnasium ein ähnlicher Verlust elementarer historischer Expertise, wie er derzeit auf der Ebene Sekundarschule I zu beobachten ist», meint die Schweizerische Gesellschaft für Geschichte warnend. Dass die Ängste nicht aus der Luft gegriffen sind, beweist soeben der Kanton St. Gallen. Dort sind im Rahmen des Projekts «Gymnasium der Zukunft» Kürzungen beim Fach Geschichte geplant, dafür die Einführung eines neuen Fachs namens «Grundlagen für reflektiertes Denken» – als gäbe es Denken ohne Reflexion.

Wozu also Geschichte? Zur Schulung der Quellenkritik und der Medienkompetenz, gerade angesichts von Fake News, Big Data und künstlicher Intelligenz, von Krieg und Antisemitismus. Zum Verständnis historischer Zusammenhänge, unserer Kultur, der «Willensnation» Schweiz und der Welt. Zur Teilhabe am politischen Prozess, besonders in einer direkten Demokratie. Oder wie es der deutsche Philosoph Odo Marquard einmal pointiert formuliert hat: Zukunft braucht Herkunft.